



Eine geheimnisvolle Villa in der Bretagne – und ein vorwitziger Dackel, der jedes Geheimnis ausbuddelt! Klapprige Fensterläden, abblätternde rosa Farbe und Efeu, wohin das Auge blickt. Etwas ratlos steht die junge Jade vor der alten Villa in der Bretagne, die sie überraschend von ihrer Großtante geerbt hat. Schon die Anreise in ihrem kleinen orangefarbenen Twingo war ein Abenteuer, ist das Örtchen Foisc doch auf keiner Landkarte vermerkt. Einzig Rimbaud, Jades vorwitziger Dackel, flitzt begeistert durch den zugewucherten Garten. Eigentlich will Jade das Haus nur auf Vordermann bringen, um es schnellstmöglich zu verkaufen. Doch die verschlossenen Türen und seltsamen Antiquitäten geben ihr Rätsel auf. Dann erfährt sie vom achtjährigen Corentin, mit dem Rimbaud am Strand sofort Freundschaft geschlossen hat, vom sagenhaften Schatz der Schmuggler, der in Foisc zu finden sein soll. Liegt der Schlüssel zum Schatz etwa im mysteriösen Haus ihrer Tante?

Ena Fitzbel lebt in Toulouse. Neben ihrer Arbeit als Ingenieurin in einem Forschungszentrum ist das Schreiben ihr Ausgleich. Sie liebt vor allem Rom Coms und Mystery-Geschichten, beides stets mit einer Prise Humor, denn ohne Lachen ist das Leben für Ena Fitzbel nur halb so schön.

www.penguin-verlag.de

ENA FITZBEL

RÄTSEL HABEN KURZE BEINE

Roman

Aus dem Französischen von Ingrid Ickler

 PENGUIN VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel *Le curieux manoir de tante Aglaé*
bei Éditions J'ai lu, Paris.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche
unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

I. Auflage

Copyright © 2020 der Originalausgabe by Ena Fitzbel

Copyright © 2025 der deutschsprachigen Ausgabe

by Penguin Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR)

Redaktion: Angela Küpper

Covergestaltung: www.buerosued.de

Covermotiv: www.buerosued.de

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2025

ISBN 978-3-328-11024-8

www.penguin-verlag.de

1

Samstag, 26. Juni

Ein traumhaft schöner Tag, Postkartenwetter. Ich frage mich trotzdem, ob es eine gute Idee war, hierherzukommen. Jetzt reiß dich zusammen! Schluss damit, auf dem Sofa zu liegen und die Decke anzustarren!

Ich heiße Jade Beaumont, bin sechszwanzig Jahre alt, meine zerzausten braunen Haare sind mit einem Tuch zusammengebunden, und meine haselnussbraunen Augen tränen vom ständigen Auf-die-Straße-Schauen. Ich bin den ganzen Tag gefahren, bis ich endlich in diesem kleinen Städtchen angekommen bin, das sich anmutig an die Steilküste schmiegt. Ohne die Wegbeschreibung des Notars hätte ich es niemals gefunden. Foisic taucht auf keiner Karte auf und schon gar nicht in meinem GPS.

»Irgendwo in der Bretagne, zwischen Quimper und Vannes«, war im Testament meiner Großtante Aglaé zu lesen. Danke für die präzise Beschreibung, Aglaé!

Aglaé Bissel ist vor drei Monaten gestorben, ein schöner Tod im Schlaf, wie es scheint, und sie hat mir

eine Villa vermacht, von deren Existenz ich noch nie zuvor gehört hatte. Wer hätte gedacht, dass sich die Schwester meiner Großmutter mütterlicherseits überhaupt an mich erinnerte? Und warum gerade ich und niemand anderer aus meiner Familie?

Bevor ich den Brief des Notars bekam, wusste ich nicht mal, dass es Großtante Aglaé überhaupt gab. Die frühere Schulleiterin hatte Frankreich vor über zwanzig Jahren verlassen, um in Neukaledonien ihre Rente zu genießen. Bei ihrem letzten Besuch bei meinen Eltern war ich gerade mal zwei. Mein damals noch in Windeln steckendes Ich konnte sich natürlich nicht an sie erinnern. Nach den Erzählungen meiner Mutter habe ich mich bei diesem Anlass, ganz im Gegensatz zu meinem älteren Bruder Béryl, mustergültig benommen. Und meine ältere Schwester Opale hat ihr auf die Schuhe gekotzt. Das könnte eine mögliche Erklärung sein.

Ich hätte die Erbschaft natürlich ablehnen und meinen Geschwistern überlassen können. Aber ich war neugierig und wollte mir das Haus genauer anschauen. Und nun bin ich hier! In welchem Zustand wird dieses seit mehr als zwei Jahrzehnten unbewohnte Anwesen wohl sein? Wahrscheinlich ist es eine Ruine. Keine Ahnung. Mit Sicherheit muss es von Grund auf renoviert werden.

Zum Glück habe ich nicht die Absicht, mich hier niederzulassen, aufs Land bringen mich keine zehn Pferde. Ich bin eben eine Stadtpflanze! Eine Pariserin

durch und durch, die im Moment gerade ohne Job ist, das ist wohl wahr, aber hoffentlich am Ende des Sommers ein hübsches Sümmchen in der Tasche haben wird. Sobald das Haus wieder in Schuss ist, werde ich es verkaufen, nach Paris zurückfahren und mir eine Wohnung in meinem geliebten Marais kaufen. Endlich ein richtiges Zuhause. Und dann? Vielleicht weiter studieren oder einen neuen Job suchen? Und zwar einen mit mehr Sicherheit als die bisherigen.

Mit diesen Gedanken im Kopf fahre ich in meinem orangefarbenen Twingo durch das sonnendurchflutete Städtchen. Über mir am blauen Himmel schweben Möwen, die sich vom Wind tragen lassen. Bilde ich mir das ein, oder eskortieren sie mich? Jedenfalls sieht es ganz so aus. Zu meiner Rechten reihen sich zweigeschossige Häuser aneinander, deren Fenster mich neugierig zu mustern scheinen. Die Fassaden sind in appetitlichen Farben gestrichen, Grenadine, Zitrone, Erdbeere, Aubergine, Pfefferminz, Olive ... ich bekomme direkt Hunger. Zu meiner Linken taucht ein imposanter Kreidefelsen auf und dahinter das Meer. Es ist gerade Ebbe, und der strahlend weiße Sandstrand scheint unendlich weit. Erst ganz hinten erkennt man das türkisblaue Wasser.

»Traumhaft, oder?«, frage ich beeindruckt.

»Wuff!«

Die Antwort kommt von Rimbaud, meinem zehn Monate alten rotbraunen Rauhaardackel, der mich auf diesem Abenteuer begleitet. Die ganze Fahrt über hat

er sich mustergültig verhalten, aber allmählich wird er unruhig. Die Pfoten liegen auf dem Armaturenbrett, er hechelt mit heraushängender Zunge.

»Ganz ruhig, wir sind fast da, mein Schatz.«

Mehr aus Zufall entdecke ich das Hinweisschild Richtung Rathaus. Ich verlasse den Boulevard du Front de Mer und biege nach rechts in die Rue Brise-Lames ein. Hier herrscht reges Treiben, es ist offenbar Markttag. Auf den Bürgersteigen reihen sich die Stände aneinander, Schritttempo ist angesagt. Zehn Minuten später bin ich nur wenige Meter vorangekommen, meine Laune ist auf dem Tiefpunkt. Doch wie durch ein Wunder taucht irgendwann das Postamt auf, wo ich nach links in die Rue du Bon-Dieu einbiege. Auch hier ist einiges los. Ob ich auf Gott stoße, wie der Straßename vermuten lässt? Daran habe ich so meine Zweifel.

Auf der Höhe einer rötlichen romanischen Backsteinkirche wird es langsam ruhiger. Ich rolle durch ein Labyrinth schmaler Gassen, in denen keine Marktstände mehr stehen. Die quadratischen Häuser aus grauem Granit wirken verwaist, obwohl es in den Gärten grünt und blüht. Ich fühle mich nicht wohl in meiner Haut, weit und breit kein Schild. Habe ich mich verfahren? Eben noch habe ich die vielen Passanten verflucht, aber jetzt gäbe ich alles darum, auch nur eine Menschenseele zu treffen, die ich nach dem Weg fragen könnte.

Zum Glück ist Foissic nicht allzu groß. Als ich wei-

terfahre, stoße ich auf eine der Marktstraßen, und zu meiner Überraschung tauchen auch die Hinweisschilder wieder auf. Ein Hoch auf die Zivilisation! Schon bald erreiche ich den Platz vor dem Rathaus, auf dem es von Menschen nur so wimmelt.

»Eine zweigeschossige Villa mit rosaroter Fassade gegenüber der Grundschule.«

Jenseits der bunten Schirme, die die Auslagen der Händler vor der Sonne schützen, sehe ich sie. Wie erwartet hat das Gebäude schon bessere Tage gehabt, ein Sommer wird kaum reichen, um es wieder auf Vordermann zu bringen. Der Zahn der Zeit hat kräftig daran genagt. Blätternder Putz, verwitterte Fensterläden, rissige Kacheln, alles von Efeu überwuchert ... Ich frage mich, was mich im Inneren erwartet. Hoffentlich ist wenigstens das Schieferdach dicht!

Nicht gerade mein Traumhaus, aber ich will ja auch nicht lange bleiben ...

2

Als ich die Eingangstür öffne, schlägt mir ein muffiger Geruch entgegen. Rimbaud niest, meine Nase kribbelt, doch ich kann das Niesen gerade noch unterdrücken. Das fängt ja gut an! Ein schüchterner Sonnenstrahl fällt in den Eingangsbereich, in dem die Zeit stehen geblieben zu sein scheint. Tatsächlich stehen geblieben sind die Zeiger der Standuhr. Die holzgetäfelten Wände schlucken jedes Geräusch.

Ich schließe die Tür hinter mir. Finsternis und Totenstille umfassen mich. Ich drücke den Lichtschalter, doch nichts passiert. Soll ich Kerzen anzünden, wie in der guten alten Zeit? Der Notar meinte, er würde dafür sorgen, dass der Strom und das Wasser wieder angestellt würden. Wahrscheinlich muss ich bloß den Sicherungskasten finden.

»Nur Mut, Rimbaud«, sage ich laut, mehr zu mir selbst als zu meinem vierbeinigen Begleiter. »Du wirst sehen, alles wird gut.«

Hoffentlich! Ich schalte die Taschenlampe meines Handys ein und durchquere den langen Flur. Die Blümchentapete ist alt, sieht aber noch gut aus. Links von mir entdecke ich eine Tür, sie ist abgeschlossen, genau wie die nächste. Das kann ja heiter werden!

Ich gehe weiter. Bei jedem Schritt wirbele ich neuen Staub auf, den Rimbaud mit einem Niesen quittiert. Das hölzerne Parkett knarrt und quietscht. Ich bin mir nicht mehr ganz sicher, ob ich überhaupt hierbleiben möchte. In *meiner Villa*. Rimbaud will nicht weiter, ich muss ihn mit sanfter Gewalt an der Leine hinter mir herziehen. Im Wohnzimmer fällt mein Blick auf die mit weißen Laken abgedeckten Möbel. Sie haben etwas Gespenstisches. Wenn ich nicht fünf Stunden bis hierher gefahren wäre, würde ich auf der Stelle umdrehen und gehen.

Der Flur mündet in eine große altertümliche Küche mit Fliesenboden, auf dem eine dicke Schmutzschicht liegt. Ich entdecke den Sicherungskasten und lege den Schalter um. Hurra, es werde Licht! Schon wirkt alles weniger beunruhigend. Ich drehe den Wasserhahn auf, erst strömt ätzend riechende bräunliche Brühe heraus, aber nach einer Weile wird das Wasser klar. Ich halte meine Hände darunter. Es ist lauwarm, der Boiler funktioniert immerhin auch.

»Schon besser!«, sage ich erleichtert.

Ein Bellen ist die Antwort. Ich drehe mich zu Rimbaud um. Seine klugen Augen sehen mich flehend an.

»Schon gut, du darfst ja raus.«

Ich gehe zur Terrassentür, öffne sie und schiebe den Klappladen zur Seite. Die frische Luft vertreibt den Modergeruch, der mir in der Nase steckt. Der Anblick, der sich mir bietet, ist ziemlich trostlos.

»Verdammt!«

Ich verstehe nichts vom Gärtnern, aber ich kann durchaus Brachland von einem Garten unterscheiden. Zwischen der bemoosten Terrasse und der roten Backsteinmauer erstreckt sich ein Unkrautfeld. Brombeerranken überwuchern kleine Bäume und Sträucher. Eine verrostete Pergola wird von Lianen mit violetten Blüten regelrecht erstickt. Um diesem Dschungel ein vorzeigbares Gesicht zu geben, braucht es einiges an Mumm und Zeit!

»Hey, komm zurück!«, rufe ich meinem Hund zu, der sich inzwischen losgerissen hat.

Rimbaud wühlt sich durch die Brombeerhecke. Wenn er rauskommt, wird er völlig verdreckt sein! Was soll's, er braucht nach der langen Autofahrt sicher ein wenig Auslauf. Außerdem habe ich anderes zu tun. Ich muss das Haus wenigstens provisorisch bewohnbar machen, besonders das Badezimmer. Wo habe ich nur die Fellbürste eingepackt?

Als Erstes räume ich mein Gepäck aus dem Kofferraum, den Twingo habe ich direkt vor der Villa geparkt. Es ist immer noch viel los auf dem Markt, Leute kommen vorbei und mustern mich, manche grüßen höflich. Die meisten wirken neugierig und leicht erstaunt. Ich bin es nicht gewohnt, dermaßen im Mittelpunkt zu stehen, in Paris wechsele ich gerade mal ein paar Worte mit den Nachbarn auf meinem Stockwerk.

Nach einer Weile gönne ich mir eine Pause. Zum Glück habe ich an der Raststätte vor der Autobahnabfahrt noch ein paar Sandwiches und Wasser gekauft.

Ich setze mich in die Küche und mache mich über mein improvisiertes Mittagessen her. Rimbaud lässt sich noch immer nicht blicken, aber ich lasse ihn sich austoben. Hin und wieder kann ich ein fröhliches Japsen hören, er ist also in der Nähe.

Nach dem Essen streife ich durchs Haus. Zuerst nehme ich mir das Wohnzimmer im Erdgeschoss vor, öffne die Klappläden und ziehe die Tücher von den Möbeln. Meine Großtante hatte einen wahrhaft extravaganten Geschmack. Schwarz lackierte Schränke, die Sessel mit Tierfellen überzogen, überall Nippes. Das Zimmer strahlt einen altertümlichen Charme aus, der an den Kolonialstil erinnert. Alles ist in perfektem Zustand. Hier muss nichts renoviert werden, kräftig Staub saugen und wischen, ein bisschen Farbe, das würde reichen.

Ich trete zu den beiden Fenstern. Draußen strahlt die Sonne, die Händler und die Kunden sind verschwunden, in der Mitte des Platzes kann ich einen Springbrunnen aus schweren Steinblöcken erkennen, der einem Dolmengrab ähnelt. Logisch, ich bin ja in der Bretagne. Unter den Häusern rund um den Platz ist auch das Rathaus, wo die blau-weiß-rote Trikolore und die schwarz-weiß gestreifte bretonische Flagge nebeneinander im Wind flattern. Genau gegenüber vom Haus meiner Großtante befindet sich die Grundschule, von der ihr Notar gesprochen hat.

Ich gehe in die Küche und mache mich daran, die Fliesen abzuschrubben. Danach wische ich mit Des-

infektionstüchern die Küchenschränke und den in die Jahre gekommenen, aber funktionstüchtigen Kühlschrank aus und räume meine mitgebrachten Vorräte ein. Nudeln, Reis, Zucker, Kaffee, Brot, Butter, Fertiggerichte ... Das wird garantiert für einige Tage reichen. Danach fülle ich die Spülmaschine mit Töpfen, Tellern und Geschirr und lasse sie auf höchster Temperatur laufen, man weiß ja nie.

»Ich bin oben, Rimbaud!«, rufe ich laut in Richtung Garten, bevor ich mir meine beiden Koffer schnappe und die Treppe hinaufgehe.

Die »Sanierung« des Erdgeschosses war eher unproblematisch, mal sehen, was mich im ersten Stock erwartet. Und in den beiden abgeschlossenen Räumen ...

3

Auch im ersten Stock sind zwei Zimmer verschlossen. Allmählich lerne ich die Persönlichkeit meiner Großtante besser kennen. Eine praktisch denkende Frau, die es gerne ordentlich hatte. Im ersten Stock befinden sich ein mit Kalkspritzern übersätes Badezimmer und zwei Schlafzimmer. Das erste ist leer, das zweite würde meine Schwester vor Neid erblassen lassen.

Opale, dreißig, ist Innenausstatterin und betreibt ein Antiquitätengeschäft im Marais. Auf keinen Fall darf ich sie hierher einladen. Sie würde sich mit Sicherheit das eine oder andere Stück unter den Nagel reißen, vor allem das wunderbare Baldachinbett. In jedem Fall würde sie mich kritisieren und mir Anweisungen geben, was ich zu tun hätte. In ihren Augen bin ich eine Versagerin, die nichts auf die Reihe bringt. Ist es meine Schuld, dass ich meine Bestimmung noch nicht gefunden habe?

Papa wollte, dass ich eine naturwissenschaftliche Karriere einschlage, genau wie mein Bruder Béryl, siebenundzwanzig, der an der Universität Paris-Saclay Ingenieurwesen studiert und kurz vor dem Abschluss steht. Mein Vater ist Geologieprofessor an der Sorbonne und in der Forschung tätig. Seine Leidenschaft

für Mineralien hat sich auch in den Vornamen seiner Kinder niedergeschlagen. Nach dem Abi folgte ich seinem Wunsch und schrieb mich für Maschinenbau ein. Nach drei Jahren hatte ich die Schnauze voll, Industriedesign war wirklich nicht mein Ding.

Um Papa vor einem Herzinfarkt zu schützen, blieb ich gegen besseres Wissen bei Naturwissenschaften und wandte mich der Grundlagenforschung zu, belegte Astrophysik an der University of Sheffield und hoffte, dort meinen Bachelor zu machen. Aber das Studium der Krater und Vulkane auf fremden Planeten wurde mir mit der Zeit einfach zu langweilig. Ich nutzte die Covid-19-Pandemie, um nach Frankreich zurückzukehren und das Studium abzubrechen. Seit nunmehr einem Jahr wohne ich bei meinen Eltern und halte mich mit Gelegenheitsjobs über Wasser, aber wirklich unabhängig bin ich nicht. Wenn es nach meiner Mutter ginge, würde ich weiter studieren. Aber was?

Die Villa auf Vordermann zu bringen, ist meine Chance, allen zu zeigen, dass ich ein Projekt zu Ende führen kann. Im Augenblick ist Rimbaud offenbar der Einzige, der an mich glaubt. Und er hat recht: Ich habe noch kein einziges Mal sein Trockenfutter vergessen, und auch bei den Streicheleinheiten kommt er nicht zu kurz! Aber was die Villa angeht, werde ich es schaffen, jede Wette!

Energiegeladen und hoch motiviert mache ich mich daran, das Bad wieder im alten Glanz erstrahlen zu

lassen. Ich schrubbe das Waschbecken und die Badewanne, kratze den Kalk von den Fliesen und den Armaturen und wienere die Wasserhähne blitzblank. Ich knie mich sogar vor die Kloschüssel und desinfiziere sie. »Ihr haltet mich für eine Versagerin? Ich werde es euch schon zeigen«, presse ich zwischen den Zähnen hervor.

Mir steht der Schweiß auf der Stirn, ich sauge das Schlafzimmer und lüfte gründlich durch, dann räume ich meine Kleider in den großen dunklen Holzschrank. Die Vorhänge des Himmelbetts stecke ich in die Waschmaschine. Vorausschauend, wie ich bin, habe ich eine Decke und Bettwäsche mitgebracht, soll mir noch einer sagen, ich sei eine kopflose Chaotin. Als ich das Bett beziehe, klingelt es.

Besuch? Jetzt schon?

Da ich gerade das Laken glatt ziehe, dauert es eine Weile, bis ich reagiere. Es klingelt wieder, diesmal drängender.

»Ich komme!«, rufe ich.

Ich haste die Treppe hinunter. Im selben Augenblick stürmt Rimbaud mit einem gewaltigen Knochen zwischen den Zähnen nach oben. Ich versuche, ihm das Ding aus dem Maul zu reißen, aber er witscht mir durch die Beine.

»Komm zurück und lass das sofort los!« Meine Stimme klingt drohend.

Aber er verschwindet völlig unbeeindruckt im Schlafzimmer. Es klingelt erneut. Gut, um Rimbaud